

Bildungstheoretische Moralbegründung bei W. v. Humboldt¹

Lars Osterloh, Universität Leipzig

Einleitung

In der Sekundärliteratur wird Humboldt eine Moralvorstellung oder gar eine Ethik zugeschrieben.² Dies liegt schon deshalb nahe, weil er selbst über Moral schreibt. Beispielsweise lautet eine Bemerkung in einem Brief an Georg Forster v. 16.8.1791: „der wahren Moral erstes Gesez ist: bilde dich selbst und nur ihr zweites: wirke auf andere durch das, was du bist“. Sich zu bilden ist das grundlegende moralische Gebot (Imperativ!) und die Grundlage der Bezugnahme auf andere Personen. Darin scheint ein Problem zu liegen, das in einem Humboldt ebenfalls häufig zugeschriebenen Individualismus gründet. *Denn wie kann eine Selbstbezüglichkeit in den Bereich der Moral gehören, die doch soziale Beziehungen zum Gegenstand hat?* Der Ansatz zur Klärung der Frage liegt darin zu verstehen, was Humboldt mit der Rede von Selbst-Bildung meint. Dadurch konkretisiert sich sein Begriff von Moral. Der Vortrag folgt dieser Reihenfolge, setzt aber zunächst bei Humboldts grundlegendem philosophischem Ansatz an, um ein stringenteres Bild von Humboldts Überlegungen zu skizzieren als es in seinen Schriften bisweilen zu finden ist.

1. Humboldts philosophischer Ansatz

Humboldts anthropologischer Ansatz gründet auf dem Kraft-Begriff. Die Kraft ist das ursprüngliche Wesensmerkmal im Sinne der ersten Natur, das „wahre a priori“ (und „wahr“ bedeutet hier „real“ und zugleich eine Abgrenzung gegenüber Kants „unwahren“, weil – in Humboldts Sicht – bloß gedachten a priori).³ Sie, die Kraft, lässt sich nicht näher bestimmen als im Hinblick auf ihr menschliches Spezifikum innerhalb ihrer allgemeinen Bestimmung, die einer Kraft als Möglichkeit der Selbstentwicklung organischer Lebewesen zukommt. Selbstentwicklung bedeutet beim Menschen, dass sich jeder einzelne selbst zu dieser Entwicklung in Beziehung setzen und praktisch über den Weg der Realisierung entscheiden kann. Dieser Kraft-Begriff lässt sich durch Aristoteles Dynamis- und Energiea-Konzeption weiter konkretisieren. Dynamis und Energiea liegen beim

¹ Der ursprüngliche Titel lautete: „Bildung, Ethik und Moral. Warum Humboldt keine Ethik hat“. Es soll aber eher auf dem Wege einer wohlwollenden Lesart darum gehen, Probleme in der Moralbegründung bei Humboldt aufzuzeigen.

² Georg Zenkert (2004, S. 701) sieht die „verschwiegene Ethik Humboldts“ in der „Steigerung der individuellen Kraft bis zu jener Intensität, die von der ‚Begeisterung‘ des sich bildenden Individuums begleitet, geistiges Wirken in Anschauung, Phantasie und Intellekt ermöglicht.“ Vgl. H.-E. Schiller: „Der moralische Charakter unterwirft sich der Idee der Pflicht“ (S. 129) und ders.: „Selbstverwirklichung“ als moralische Pflicht (wobei Moralisierung der Individualität in Konflikt mit der allgemeinen Gleichheit gerät (ebd., S. 132))

³ Humboldt, Brief an Brinckmann v. 22.10.1803

Menschen innerhalb des Möglichkeitsbereichs seiner Natur, gehen aber über diese Ebene hinaus. Dynamis bezeichnet eine Möglichkeit, die nicht allein auf der rein biologischen Konstitution beruht, sondern auf habitualisierte Tätigkeiten, etwa der Verstand im Sprachgebrauch und Urteilen, die Einbildungskraft im Bild- und Symbolgebrauch und der Produktion von Bildern in einer Projektion auf eine mögliche Anschauung.⁴ Deren Reproduzierbarkeit, besonders auf verschiedene Inhalte hin, ist die erworbene Fähigkeit, die unter Berücksichtigung äußerer Umstände im Handeln aktualisiert werden kann. Dieses Handeln bezeichnet Aristoteles als *Energeia*. Fähigkeiten und Handlungen beruhen auf dem *Habitus*, der wiederum nichts anderes als die gewissermaßen „sedimentierte“ Ansammlung beständig reproduzierter Handlungen ist und damit eine zeitliche Beständigkeit hat, die über einzelne Handlungsvollzüge hinaus geht. Solche entwickelten Fähigkeiten stellen ebenfalls einen Möglichkeitsbereich dar, der allerdings von der Entwicklung des *Habitus* abhängig und damit dasjenige ist, was sich entwickelt. Vor diesem Hintergrund kann Humboldts Kraft-Begriff vorläufig als eine naturgegebene realisierbare Entwicklungsweise der menschlichen Fähigkeiten interpretiert werden.

Hier scheint jedoch ein Zirkel in der Erklärung der Fähigkeiten vorzuliegen. Denn da die Fähigkeiten und deren Ausführung ihren Grund im *Habitus* haben, der selbst aber das Produkt der Aktualisierung von entsprechenden Fähigkeiten ist, so scheinen diese sich selbst vorauszusetzen. Dies wäre aber gewissermaßen eine statische Betrachtung. Dagegen handelt es sich tatsächlich um die Struktur der Entwicklung des menschlichen Lebewesens in der Form eines Bildungsprozesses. Dieser vollzieht sich von den einfachsten und damit noch sehr natürlichen Handlungen, z. B. vom Gehen, zu immer anspruchsvolleren, nicht mehr weitgehend motorischen, die die Beherrschung der einfacheren schon voraussetzen. Trotzdem bleibt die Frage, wie die Fortschritte des Erwerbs von Fähigkeiten und Wissen erklärbar sind, also wie man etwas kann oder weiß, was man vorher nicht konnte und wusste. Für diesen Übergang müssen drei Bedingungen erfüllt sein. Erstens ist es notwendig, dass das Nicht-Gekonnte und Nicht-Gewusste als Handlungs- und Urteilsformen zum Gegenstand wird, um angeeignet werden zu können. Zweitens muss die Aneignung mit den bereits bestehenden Fähigkeiten und dem bestehenden Wissen erfolgen können. Und schließlich muss sich der Heranwachsende *von sich aus* auf der Grundlage seiner Fähigkeiten und seines Wissens mit dem Nicht-Gekonnten bzw. Nicht-Gewussten in Beziehung setzen. Ein solche Aneignung, bei der Erzieher Handlungsformen verbal und praktisch vermitteln, bezeichnet Aristoteles – gerade auch in ethischer Hinsicht – als „Gewöhnung“ (*ethismos*), durch die natürliche Fähigkeiten zur „Gewohnheit“ (*ethos*) werden. Auf deren Grundlage handelt der Heranwachsende von sich aus gut, indem er letztlich durch Überlegung selbst erkennen und beurteilen kann, welche Handlung warum

⁴ Vgl. Humboldt „Theorie der Bildung des Menschen“, S. 237

geboden ist.⁵ Die erfolgreiche Beherrschung und richtige Anwendung einer Handlungsform stellt sich somit sukzessive durch deren Einübung ein.⁶ Da die Möglichkeit des selbständigen Handlungsvollzugs in der Gewöhnung schon vorausgesetzt ist, formt sie also eine irreduzible Selbsttätigkeit des Menschen, die schon in der ersten Natur liegt. Deren letztes Ziel, in dem sich ihre Vollkommenheit ausdrückt, liegt, Aristoteles zufolge, im wissenschaftlichen Erkennen.

Eine solche enge Verbindung zwischen der physischen ersten und der kulturellen zweiten Natur artikuliert Humboldt auch selbst, allerdings ohne eine Erklärung des Zusammenhangs anzugeben: So ist „die primitive Kraft, das ursprüngliche Ich, die mit dem Leben zugleich gegebne Persönlichkeit. Auf ihr beruht die Freiheit des Menschen, und sie ist daher sein eigentlicher Charakter.“⁷ Diese Rede von der Persönlichkeit ist unverständlich, wenn man nicht berücksichtigt, dass sie zunächst nur als Möglichkeit in der Natur des Menschen liegt. Ihre potentielle Gegebenheit ist die Aufgabe ihrer Verwirklichung, sie selbst somit das Ziel der Entwicklung des Menschen. Diese Entwicklung hat demzufolge eine teleologische Struktur.

Es gilt also zu zeigen, was es für Humboldt heißt, eine Person zu sein und damit einen spezifischen, „eigentliche[n]“ Charakter zu haben. M. E. verbirgt sich dahinter die Vorstellung, dass sich das Personsein gemäß einer nach Humboldt durch Neigungen je besondern Natur realisiert. Neben den *Neigungen* ist im Anschluss an Aristoteles die Entwicklung eigener *Kompetenzen* zu berücksichtigen. Diese sind für das Personsein wesentlich, weil von ihnen die Möglichkeit der Selbstbildung abhängt, während die Neigungen die spezifische Weise des Personseins als natürliche Gegebenheit festlegen. Des weiteren deutet das Zitat an, dass im Begriff der Selbstbildung schon die Notwendigkeit liegt, die Perspektive der ersten Person einzunehmen, da sich jeder nur selbst zu einer Person machen kann.⁸ Wenn die vorläufige Erläuterung des Zitats richtig ist, ergibt sich bei Humboldt ein Begriff der Person aus dem Kraft-Begriff, der auf der Entwicklung eigener Kompetenzen durch den Einzelnen selbst gemäß seinen Neigungen beruht. Darin kann ein kompetenztheoretischer Autonomiebegriff festgemacht werden, der sich, wie die Fundierung in der ersten Natur schon zeigt, von dem Kants unterscheidet. Zugleich weicht er von Aristoteles geschilderter Konzeption ab, indem er den Prozess der Gewöhnung unterschlägt (bzw. bisweilen nur unzureichend berücksichtigt). Die teleologische Struktur der auf die kompetente Person gerichteten Kraft kann aber nur verständlich werden, wenn der von Humboldt dargestellte

⁵ Vgl. NE 1179b

⁶ Aristoteles geht in der NE allerdings so vor, dass er unterstellt, es gäbe natürliche Tugenden, aus denen sich dann die Tugenden im eigentlichen Sinne entwickeln. Mit jenen ist schon die Richtung auf diese vorgegeben (vgl. NE 1144b). Von dieser Thematisierung sehe ich her ab.

⁷ Humboldt „Das achtzehnte Jahrhundert“, S. 479

⁸ Diese Aussage bezieht sich auf personale Kompetenzen. Davon ist die Anerkennung bzw. Zuschreibung des Personseins, die unabhängig davon ist, zu unterscheiden. Dies wird im 3. Abschnitt thematisiert.

unmittelbare Zusammenhang aufgelöst und in einen Bildungsprozess transformiert wird.

2. Bildungstheorie

Den Bildungsprozess kann und muss man aufgrund der teleologischen Struktur von seinem Ziel her begreifen. Dabei ist das bereits erwähnte Personsein näher zu kennzeichnen. Die Person ist wesentlich durch ihre Vernunft definiert, die bei Aristoteles das wissenschaftliche Erkennen kennzeichnet. Humboldt sieht in ihr eher die Fähigkeit zur schöpferischen Tätigkeit in der Kunst, aber auch zur wissenschaftlichen. Wie kann also die Vernunft „Selbst-Bildung“ ermöglichen?

Die Neigungen, die unmittelbar als Reaktion auf die Einflüsse der sozialen Umwelt entstehen, resultieren nicht unkontrolliert in Handlungen (nur anfangs bei Kindern, weshalb es noch kein Handeln im vollen Sinne ist). Ihre Kontrolle ist Humboldt zufolge Aufgabe der Vernunft, nachdem sie, die Neigungen, durch Repräsentationsformen dem Verstand gegenständlich gemacht wurden. Die Kontrolle besteht darin, die Neigungen in ein relatives Gleichgewicht⁹ zu bringen, um nicht durch eine Einseitigkeit – die auch von kulturellen Konventionen ausgeht – einige Neigungen zu unterdrücken. Ziel ist vielmehr, einen verfeinerten Ausdruck der Befindlichkeit oder Gestimmtheit der eigenen Natur hervor zu bringen. Zu dieser Hervorbringung ist die Entwicklung und Aktualisierung der entsprechenden Fähigkeiten notwendig. Ein solcher Zustand ist nach Humboldt die „Periode der vollendeten Bildung“.¹⁰ Die Person wird so vom Objekt der Umwelteinflüsse zum handelnden Subjekt.

Wenn dem so ist, muss Humboldt allerdings die Frage beantworten, wie die Vernunft wirksam wird. Hierbei greift er wieder auf den Kraft-Begriff zurück, indem er sagt, dass „die stärkere Kraft [d.h. Die Vernunft; L.O.] sich einem innern Instinkte gemäss von selbst in den Mittelpunkt versetzt“.¹¹ Diese Erklärung ist offensichtlich keineswegs zufriedenstellend, da sie die Wirksamkeit der Vernunft auf eine Naturgegebenheit zurück führt und sie somit entweder kontingenterweise oder deterministisch instanziiert. Damit wird auch nicht der Rückbezug der Vernunft auf Neigung und Verstand erklärt. Doch liegt die Herausforderung in Humboldts Ansatz gerade darin, zu zeigen, wie sich die Kraft in Form der reflexiven Vernunft auf sich selbst zurück beziehen kann. Diese Probleme scheinen mir eine Folge der allzu engen Anbindung der Vernunft und damit der Person an die

⁹ „Das Bemühen, durch Erhaltung eines richtigen Gleichgewichts Einheit zu bewirken, drängt das zu freie Streben einer einzelnen Neigung zurück, und der grössere Spielraum, den man Einer Kraft verstattet, artet zu leicht in eine Unterdrückung der übrigen aus.“ (Humboldt „Das achtzehnte Jahrhundert“, S. 441)

¹⁰ Humboldt „Ueber Göthes Herrmann und Dorothea“, S. 340. Hier entwickelt er eine durch Selbstentfremdung gekennzeichnete Genealogie.

¹¹ Humboldt „Latium und Hellas“, S. 54

menschliche Natur zu sein.¹² Denn dabei kommt es darauf an, ihre relative Unabhängigkeit von der unmittelbaren Wirksamkeit der Natur zu erklären.

Diese relative Unabhängigkeit ist vielmehr als Fähigkeit zur Selbstbestimmung zu verstehen, indem sie strukturierend auf die Neigungen einwirkt. Um sie in eine spezifische Ordnung zu bringen, bedarf es einer Vorstellung davon, wie sie auszusehen hat. Dabei handelt es sich um ein Idealbild von der eigenen Natur. Dieses stellt seinen Charakter dar. Als ein solcher drückt der Einzelne seine spezifische Ordnung der Neigungen im Handeln aus. Es sind keine einzelnen Neigungen handlungsleitend, sondern die Gesamtheit an Neigungen, die ein Mensch je auf seine Weise hat, ergibt sein reflektiertes Selbstverständnis als einen Charakter.

Da man nur als ein bestimmter Charakter ein Handlungssubjekt ist, darin aber offensichtlich nur einige Fähigkeiten entwickelt werden, so kann kein einzelner Mensch Vollkommenheit im Sinne einer vollständigen Realisierung aller menschlichen Fähigkeiten erreichen. Diese liegt in der Gesamtheit der Menschen als ein geschichtliches Entwicklungsziel. Insofern handelt es sich um eine regulative Idee. Auf dem Weg zur Vollkommenheit als ein realisiertes Ideal kann allerdings jeder einzelne auf seine Weise einen Beitrag leisten und sich dabei als ein Teil der Vervollkommnung der menschlichen Natur verstehen. Denn „[e]s giebt keine freie und kraftvolle Aeusserung unsrer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unsrer ursprünglichen Anlagen; keine Energie ohne Individualität. Deswegen ist es so nothwendig, dass eine Charakteristik, wie die eben geschilderte [d.h. „des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt“; L.O.], dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegenzueilen.“¹³

Die Selbst-Idealisierung auf einen Charakter hin impliziert, wie bereits angedeutet, dass sich der Einzelne selbst auf seine reale Seinsweise gemäß seinem Verständnis seiner Natur festlegt, sich also selbst bestimmt. Denn der Mensch „will“ eine Person sein, d. h. die „Kräfte der menschlichen Natur stärken und erhöhen“ und „seinem Wesen Werth und Dauer verschaffen“.¹⁴ Dieses Wollen muss nicht selbst ein reflexiver Akt sein. Vielmehr drückt es sich schon empirisch in der konkreten

¹² Vgl.: „Denn der reale aufgefasste Stoff soll idealisch verarbeitet und beherrscht werden, und weil Objectivität und Subjectivität – an sich Eins und dasselbe – nur dadurch verschieden werden, dass die selbstthätige Handlung der Reflexion sie einander entgegengesetzt, da auch das Auffassen wirkliche, nur anders modificirte Selbstthätigkeit ist, so sollen beide Handlungen möglichst genau in Einer verbunden werden.“ („Latium und Hellas“; 61)

¹³ Humboldt „Ueber Göthes Herrmann und Dorothea“, S. 128. Diese Überlegung ist unvereinbar mit Clemens Menzes Deutung, der Humboldts Kraft-Begriff auf Leibniz zurückbezieht (vgl. ders. 1980, S. 2). Dafür spricht zwar Humboldts eigenes Bekenntnis zu den Monaden (auf das auch Ernst Lichtenstein (1966, Anm. 77) hinweist), doch erlaubt diese Deutung m.E. weder die Entwicklung des heutigen Bildungsbegriffs noch von Moralvorstellungen, wie sie hier dargelegt wird.

¹⁴ Humboldt „Theorie der Bildung des Menschen“, S. 235

Selbst-Idealisierung aus. Darin bleibt dann auch das Selbstverständnis des Personseins unartikulierte. In der expliziten Betrachtung des Personseins wird hingegen der Einzelne seinem allgemeinen Wesen nach thematisiert. Dadurch erscheint ein Charakter als eine spezifische Weise des Personseins. Seine formale Struktur ist die Kompetenz der Person, an oberster Stelle das Vernunftvermögen.

Indem der Einzelne auf der Grundlage dieser Selbstbestimmung seine Beziehung zur Welt und dem Mitmenschen selbst gestaltet, ist er eine *selbständige* Person. Die Selbstständigkeit besteht darin, den Charakter, dem man sich als seiner Natur entsprechend zuschreibt, zum Ausdruck zu bringen. Sofern ihn rechtliche Beschränkungen nicht daran hindern, hat er die Freiheit, dies zu tun.

In bildungstheoretischer Hinsicht scheint diese Selbstzuschreibung eines Charakters problematisch zu sein. Denn die eigene Beurteilung der Natur ist je schon das, was als Charakter bestimmt wird, so dass es kein Kriterium der richtigen Beurteilung gäbe. Dies wäre kein Problem, wenn es ein rein natürliches Verhältnis wäre. Da die eigenen Neigungen aber durch die Kultur nicht nur verfeinert, sondern auch einseitig entwickelt werden können, stellt sich schon die Frage, ob der Charakter nicht selbst je schon kulturell geprägt ist. Dies ist umso bedeutsamer, weil die Kultur über die Erziehung vermittelt wird, damit die Selbstbestimmung möglich wird. Im Hinblick auf meine Fragestellung geht es aber eher darum, ob eine solche Selbst-Bildung eines authentischen Charakters schon eine moralische Dimension hat.

3. Moral

Dass die Selbst-Bildung keine reine Angelegenheit des Einzelnen ist, gilt auch unabhängig von der Erziehung. Denn Humboldt stellt schon einen jeden Charakter in den Fokus einer gemeinsamen Entwicklung auf das Ideal menschlicher Vollkommenheit. Insofern kann die Moralkonzeption nicht ausschließlich auf das einzelne Subjekt zentriert sein. Zunächst ist mit dem selbstbestimmten Handeln gesagt, dass das Subjekt die Norm seines Handelns überhaupt aus sich selbst schöpfen kann, so dass ein blindes Befolgen geltender Regeln und Konventionen nicht das Ziel ist.

Es scheint nun so, dass der eigene Charakter zum Maßstab des Handelns werden würde, wenn andere Personen bestimmte Neigungen evozieren würden, die in der Gesamtordnung der Neigungen spezifische Wirkung hätten und entsprechend ausgedrückt würden. Darin wären andere Personen aber noch nicht von anderen Handlungsumständen wie dem Wetter unterschieden. Im Gegensatz dazu und mit Bezug auf die Idee der Vollkommenheit muss ein Subjekt hingegen erkennen können, dass es mit anderen Personen, die *ihrem* Charakter gemäß handeln, umgeht. Diese Verschiedenheit wird nur auf der Basis der Einsicht in die grundlegende Gleichheit als Personen deutlich. Es gilt

also, die Gleichheit zu bestimmen, auf deren Grundlage die charakterliche Verschiedenheit artikuliert werden kann.

Da die Neigungen und spezifischen Fähigkeiten den Charakter ausmachen, setzen sie schon Gleichheit voraus. Dagegen kommt allen Menschen prinzipiell die Entwicklung zum Personsein zu. Der Status einer Person wird teilweise ja schon Menschen vor ihrer Geburt zugeschrieben. Der Grund dafür scheint zu sein, dass man schon auf der natürlichen Ebene der ersten Dynamis die darin liegende Entwicklungsmöglichkeit wertschätzt. Eine solche Wertschätzung drückt sich in der Menschenwürde aus, die dem Menschen einen absoluten Wert beimisst, der für den wechselseitigen Umgang leitend ist. Deren *wechselseitige* Zuschreibung kann aber nur in *interpersonellen* Beziehungen, d. h. zwischen zwei kompetenten Personen, statt finden.

Diese Würde einer Person hat vor Humboldt Kant hervor gehoben. Er sieht ihren Grund im Vernunftvermögen der Person, sich selbst Gesetze zu geben, so dass jede Person sich selbst zum Grund des Handelns machen kann, indem sie ihre Fähigkeit zur Selbstgesetzgebung bzw. Autonomie erkennt und als ein naturunabhängiger Wille praktisch werden lässt.¹⁵ Dieser Sachverhalt wird von Kant in Form eines „praktische[n] Imperativ[s]“ verallgemeinert: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“¹⁶ Somit sieht auch Kant das Personsein wesentlich darin realisiert, andere als ebensolche zu behandeln. Der Imperativ weist diesen Sachverhalt aber als eine Forderung der eigenen Vernunft aus, so dass sich die Frage nach der Bestimmung der Menschheit stellt, die so zu behandeln ist. Liegt sie bereits dem Imperativ zugrunde oder wird sie durch ihn wirklich?

Dieses Problem der Generalisierung stellt sich bei Humboldt hingegen nicht. Indem er die verschiedenen Individuen je schon als Variationen des Personseins darstellt, sind sie wesentlich als Teil der realen Menschheit, der *humanitas*, aufgefasst.¹⁷ Diese Teilhabe ist die Bedingung der Möglichkeit, konkrete Beziehungen zu anderen Personen selbständig aufzubauen. Dazu ist die wechselseitige Anerkennung als Person notwendig. In dem Anerkennen der Person als einer solchen, wird die charakterliche Verschiedenheit auf das allgemeine Personsein zurück bezogen und so als Teil des „Geist[es] der Menschheit“ angesehen.¹⁸ So ist bei Humboldt das Personsein eine auf dem Bildungsprozess beruhende Einsicht in eine reale Gegebenheit, eine grundlegende soziale Sphäre. Eine solche Theorie der Anerkennung eines selbständigen und selbstbestimmten Personseins scheint mir bei Humboldt am ehesten als eine Moralkonzeption formulierbar zu sein.

¹⁵ Vgl. Kant, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, S. 427ff

¹⁶ Ebd., S. 429

¹⁷ Das Verhältnis zu potentiellen Personen ist, aufgrund der teleologischen Struktur, davon ableitbar.

¹⁸ Vgl. Humboldt „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“, S. 152

Literatur

- Aristoteles (1985): Nikomachische Ethik. Hg.: Bien, Günther, Meiner, Hamburg
- Humboldt, Wilhelm von (³1980) „Theorie der Bildung des Menschen“, in Andreas Flitner und Klaus Giel (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band I Schriften zur Anthropologie und Geschichte, 3. Aufl., Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Ders. (³1980): „Das achtzehnte Jahrhundert“, in Andreas Flitner und Klaus Giel (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band I, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Ders. (⁴1986): „Ueber Göthes Herrmann und Dorothea“, in Andreas Flitner und Klaus Giel (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band II, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Ders. (⁴1986): „Latium und Hellas“, in Andreas Flitner und Klaus Giel (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band II, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Ders. (⁶1988): „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“, in Andreas Flitner und Klaus Giel (Hg.), Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band III, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Ders. (1981): Brief an Brinckmann v. 22.10.1803. in: A. Flitner und K. Giel (Hg.): Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band V Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Kant, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“. Hg.: Vorländer, Karl, Meiner, Hamburg, 1994
- Lichtenstein, Ernst (1966): Zur Entwicklung des Bildungsbegriffs von Meister Eckhart bis Hegel. Quelle und Meyer, Heidelberg
- Menze, Clemens (1980): Bildung und Bildungswesen. Aufsätze zu ihrer Theorie und Geschichte, Olms, Hildesheim
- Schiller, Hans-Ernst (1998): Die Sprache der realen Freiheit. Sprache und Sozialphilosophie bei Wilhelm von Humboldt. Würzburg, Königshausen & Neumann
- Zenkert, Georg (2004): Fragmentarische Individualität. Wilhelm von Humboldts Idee sprachlicher Bildung, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 52, 5, S. 691–707